



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goldstein, Moritz: Ultima ratio regis

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ultima ratio regis

Von Moritz Goldstein



Über den Krieg zu philosophieren jetzt, da der Krieg gewaltige Wirklichkeit ist, dürfte nicht wenig lächerlich erscheinen, der Zeitvertreib eines Müßigen und Daheimgebliebenen. Die da mitgezogen sind und handelnd und leidend das große Schicksal vollbringen helfen, werden freilich über den Spintifizierer am Schreibtisch lächeln als über einen, dessen Gedanken und Resultate auf den Gang dieses oder eines künftigen Krieges ohne Einfluß bleiben werden. Sie haben Recht mit ihrer Meinung, aber nicht mit ihrem Lächeln. Sie freilich brauchen über den Krieg nicht nachzudenken, da sie ihn erleben und da eine Wirklichkeit, welche so sehr all ihre Kräfte weckt und verbraucht, keiner Rechtfertigung durch das Denken bedarf, uns anderen aber, die wir die bebende Erregung dieser Zeit nicht in Taten umsetzen dürfen, uns ist es wohl erlaubt, des Ereignisses dadurch Herr zu werden, daß wir es zu verstehen suchen. Wagen wir also, unter der vibrierenden Erwartung der Entscheidung, die uns Kanonen, Gewehre und Bajonette bringen sollen, eine stille Philosophie des Krieges. Und zwar nicht dieses europäischen Krieges, sondern des Krieges überhaupt.

In solchen philosophischen Fällen pflegt man zu zitieren: Der Anfang der Philosophie ist die Bewunderung. Und so müssen auch wir, um den Krieg unter die philosophische Lupe zu nehmen, uns über ihn wundern lernen. Das ist nicht ganz leicht. Scheint es doch nichts plausibleres, nichts unproblematischeres zu geben, als die Aufhebung von Vertrag und Recht und die Rückkehr zur bloßen Gewalt. Allein es scheint nur so. Bei ein wenig Nachdenken ist der Krieg ein sehr verwunderliches, kaum begreifbares Phänomen. Wo liegt denn der Sinn dieser seltsamen Aktion, daß ein Volk, dessen Ziel und Stolz der friedliche Wettstreit wirtschaftlicher, wissenschaftlicher, künstlerischer Kräfte, aufbauender Kräfte gewesen ist, nun mit einem Male seine besten Söhne hinausfendet, damit sie sich in organisierte Haufen sammeln, den entsprechenden Teil des anderen Volkes auffuchen, und beide nun aufeinander losschießen? Was soll damit bewiesen werden? Worüber wird da entschieden und wer entscheidet da? Ferner: Muß ich die Entscheidung anerkennen? Worin besteht

der Sieg? Was heißt siegen? Wie kann der Sieg über das feindliche Heer beim feindlichen Volke realisiert werden? Weiter: Ist Krieg notwendig? Muß der Krieg gerade mit Waffen, auf Leben und Tod geführt werden? Und endlich: Wie ist es möglich, nachdem man sich gegenseitig Menschen getötet, Städte zerstört, Felder verwüstet, Schiffe versenkt, Geld und Waren beschlagnahmt und ein Volk das andere barbarisch, verräterisch, perfide genannt hat, wie ist es möglich, eines Tages Frieden zu schließen? Was heißt Friede zwischen Staaten, die sich so gehaßt haben?

Vielleicht ist mit Aufstellung dieser Fragen noch nicht deutlich gemacht, daß es sich hier um Probleme handelt; vielleicht läßt die naive Selbstverständlichkeit, mit der wir diese Begriffe anwenden und danach handeln, sich nicht ohne weiteres überwinden. Soweit dies der Fall ist, muß die versuchte Antwort zugleich die Bedeutung der Fragen erweisen.

* * *

Gehen wir von den Tatsachen aus, aber lieber nicht von den noch unfertigen unserer Tage, sondern etwa von denen des Jahres 1870. Da war also, um einen vom Zaune gebrochenen Anlaß, der Krieg erklärt worden, der Aufmarsch vollzog sich auf beiden Seiten, die Schlachten und die deutschen Siege folgten Schlag auf Schlag, die französischen Hauptarmeen wurden, samt ihrem Kaiser, gefangen, Paris wurde belagert, eingenommen, und endlich Frieden geschlossen. Deutschlands Gewinn, Frankreichs Verlust waren Elsaß-Lothringen und fünf Milliarden Kriegsschädigung. Das sind die Fakta.

Nehmen wir an, es habe zu jener Zeit irgendwo im Süden Frankreichs, in Avignon oder Toulouse, ein friedlicher Pächter und Pfennigrentner geessen, der hier behaglich, nach Weise des französischen Mittelbürgers, die selbsterarbeitete Muße seiner reifen Jahre genoß. Ihm hat der Krieg weder einen Sohn, Bruder, Neffen noch einen Freund und guten Bekannten geraubt, sein Haus und Garten sind von keiner Granate, von keinem Flintenschuß, von keiner Requirierung und Einquartierung heimgesucht worden, er hat kaum einen Feldsoldaten und gar keinen prussien zu Gesicht bekommen, er hat von dem ganzen Krieg nur aus den Zeitungen erfahren. Dieser friedliche Mann und Patriot, der zugleich ein Philosoph auf eigene Faust ist, leugnet ganz einfach die Gültigkeit des Krieges und Sieges; er erkennt die von den Waffen gefällte Entscheidung nicht an; er erklärt die Affäre, die sich unter Blutvergießen und Grausamkeiten jeder Art zwischen den beiden Heeren zugetragen hat, für eine Angelegenheit der Kriegerkaste, die ein unwürdiger Nest urmenschlicher Barbarei sei und deren Empfindungen er weder teile noch begreife; er behauptet, daß Wert und Bedeutung der Völker, ihre Macht und ihr Einfluß auf ganz anderen Dingen beruhen, als Kanonen, Flinten und Bajonette es sind, und er bleibt trotzig dabei, daß nicht das siegreiche Deutschland, sondern das besiegte Frankreich die Vormacht europäischer Kultur darstelle.

Wer könnte diesen Mann zwingen anderer Meinung zu werden? Niemand. Wenn er die Entscheidung der Waffen nicht anerkennen will, so ist kein Sieg so groß und kein Sieger so mächtig, um ihm die Anerkennung abzutrozen. Und Deutschland mag sich diesem Erzfeind gegenüber allenfalls damit trösten, daß seine Meinung nicht besonders wichtig ist.

Alein nun sind, von den Ansichten dieses Herrn abgesehen, fünf Milliarden Kriegssentschädigung zu zahlen. Vermutlich lag dieses Geld nicht in den Staatskassen, und die französische Regierung mußte, um ihrer Verpflichtung nachzukommen, eine allgemeine Steuer auslegen. Es kommt also höchstwahrscheinlich auch zu unserem protestierenden Rentner der Steuereinnahmer und fordert seinen Beitrag in barem Gelde, abgemessen nach seinem Gesamtbesitz und wohl einen immerhin entbehrlichen Teil, aber ganz gewiß einen schmerzlichen Teil. Und der also Bedrängte schlurft brummend und scheltend zum Geldkasten, schließt auf und zahlt auf Heller und Pfennig seinen Beitrag an Frankreichs Besiegtheit.

Warum tut er das? Es ist, seinen Gefinnungen zum Trotz, gar kein Zweifel, daß er es tut. Denn er wird nicht riskieren, daß die Polizei kommt und ihm das Seine mit Gewalt nimmt und noch einen Strafteil obendrein. Aber warum fährt die Polizei mit ihm so übel? Ihre Beamten sind doch auch keine Deutschenfreunde und es liegt ihnen nichts daran, daß Deutschland seine vollen fünf Milliarden erhält. Aber sie handeln diesmal zum Nutzen Deutschlands, weil es ihnen ihr eigener französischer Vorgesetzter befohlen hat und weil, wenn sie sich weigerten, sie entlassen würden und mit samt ihren Familien nichts zu essen hätten. Der Polizeihauptmann aber hat es befohlen, weil er dem Landrat gehorchen muß. Und so pflanzt es sich fort, aus der Breite des Volkes bis dort hinauf, wo über den Frieden verhandelt worden ist und man sich vom Sieger hat das Gesetz diktieren lassen müssen. Jeder hängt an dem Höheren mit seiner ganzen bürgerlichen Existenz, und an der obersten Stelle hängt der besiegte Staatsleiter an dem Sieger mit Blut und Leben, seinem eigenen und dem seines Volkes.

Vielleicht klingt diese ganze Betrachtung sehr banal; aber sie bringt uns auf den Weg der Lösung des großen Rätsels Krieg. Warum hat der Sieg über das Heer Sinn und Wirksamkeit auch für den unbeteiligten Zivilisten, der den Krieg ablehnt? Weil beide, das Heer und der Zivilist, Teile eines Staates sind. Der Staat erst gibt dem Kriege Sinn; der Krieg ist nicht zu begreifen, wenn wir nicht vorher den Staat begriffen haben. Versuchen wir also, uns einen Begriff vom Staate zu machen, soweit es für unseren Zweck notwendig ist.

* * *

Der Sinn des Staates ist Macht. Der Staat ist genau so weit wirklich und gerechtfertigt, wie seine Macht reicht. Sein Leben und Funktionieren deckt sich mit seiner Macht. Diese Machtsphäre ist das Resultat einer Spannung: der eigenen nach außen wirkenden Kräfte und der sich dagegen

stimmenden der fremden Staaten. Der Staat wächst solange, als ihm kein unüberwindlicher Widerstand entgegenwirkt, wird aber, je leichter ihm das Wachstum fällt, um so schwächer. So ist das alte Rom unter zu geringem Widerstand der umwohnenden Völker zum Weltreich aufgequollen, dabei schlapp und schwach geworden und schließlich bei lebendigem Leibe verfault. Gäbe es auf der ganzen Erde nur einen Staat — so gäbe es keinen Staat.

Es ist der ganz einzige Zustand Westeuropas, daß hier die festgefügtten Gebilde so eng aneinander stoßen und so hart aufeinander drücken, daß jeder Staat alle seine Kräfte zum Gegendruck aufbieten muß. Eine gewisse Elastizität bestand noch, solange die Mitte Europas ein haltloser Haufe von Kleinstaaten füllte. Seitdem sie aber ebenfalls zur Einheit sich zusammengeschlossen haben, pressen die Kräfte eifern aufeinander; und Deutschland, als das Land der Mitte, hat dabei den stärksten Druck auszuhalten. Dies nebenbei.

Es umfaßt also in Europa jeder Staat genau soviel Raum, wie er Macht besitzt (was nicht nur geographisch aufzufassen ist), und je weiter die Teilung der Erde vorwärts schreitet, desto enger stoßen die Mächte auch auf den anderen Kontinenten aneinander. Bald wird es überall auf Erden so sein wie schon jetzt bei uns, daß die Staaten bei jedem Nachlassen der inneren Spannung sofort entsprechend zusammengedrückt werden. Dies ergibt den Zustand beständiger Überhizung, in dem wir leben: ein fieberhafter Wettbewerb der friedlichen, das heißt der werteschaffenden und aufbauenden Kräfte, um den notwendigen inneren Druck aufzubringen, und eine beständige Gefahr, das Kräfteverhältnis miteinander zu messen und zu korrigieren, eine Gefahr, die sich scheinbar alle vierzig bis fünfzig Jahre einmal entlädt.

Offenbar aber muß der Macht des Staates, die sich nach außen richtet, eine Macht entsprechen, die sich nach innen, gegen die eigenen Staatsbürger kehrt und die zahllosen, in Deutschland z. B. fünfundsechzig Millionen Einzelwillen zu einem Gesamtwillen organisiert. Und offenbar stehen diese beiden Machtäußerungen in der seltsamsten Wechselwirkung, indem die Staatsmacht nach innen, das heißt die Unterwerfung oder Vereinigung aller Sonderinteressen unter das Staatsinteresse, die Voraussetzung ist für eine Machtentfaltung nach außen, zugleich aber die Bedrohung von außen her die Ursache ist einer Organisation der Einzelkräfte und Individuen zu jenem Ganzen, das wir Staat nennen.

Ohne uns auf die schwierige Frage der langen, langen Entwicklung vom Urmenschen und seiner Familie zum Staate einzulassen, wollen wir uns nur vergegenwärtigen, worin seine Macht über seine Bürger besteht.

Obzwar ohne Zweifel der Staat als Organismus oder Maschinerie etwas Abstraktes und Außermenschliches, vielleicht Übermenschliches hat, hängt doch seine Möglichkeit daran, daß der reale Inhalt Menschen sind, und zwar ebenso sehr am Ewigmenschlichen wie an ihrem Allzumenschlichen.

Daß der einzelne sich dem Staate fügt und sogar — er mag nun gerade diese besondere Staatsform oder diesen Beamten oder diese Maßregel bekämpfen — den

Staat im Ganzen will und seinen Bestand nach Möglichkeit stützt und fördert, dafür liegt der Grund, schlicht ausgedrückt, offenbar darin, daß er seinen Vorteil dabei findet. Seine und der Seinigen Existenz, Möglichkeit des Erwerbs, Sicherheit, Behaglichkeit, Ansehen, Ehre, Einfluß, alles hängt davon ab, daß ein Staat vorhanden ist, eine Organisation aller Kräfte, die er zu seinem eigenen Vorteil benutzen kann. Um diese Abhängigkeit einzusehen, braucht man durchaus nicht in irgendeiner Form Beamter zu sein und also ohne Umwege vom Staat das Brot zu beziehen. Sondern auch der Kaufmann etwa, der seine Waren umsetzt, kann ohne die zahlreichen und mannigfachen Institutionen des Staates seine Geschäfte nicht in Gang bringen. Längst ist ja nun freilich dieser ganze Apparat so kompliziert und unser Abstand von der einfachen Existenz des naturnahen Jägers oder Hirten so groß geworden, daß wir, im Staat geboren, für den Staat erzogen, fast verlernt haben, ohne den Staat auch nur einen Schritt zu tun.

Da dem nun einmal so ist, so ergibt sich von selbst ein Gesamtinteresse, das nun dem einzelnen, neben und über seinem Privatinteresse, als Autorität und höhere, fast göttliche Gewalt gegenübertritt, ein Gesamtwille, der die Einzelwillen in seinen Bann zieht, emporzieht und über sich selbst hinaufreißt. Es entstehen Vaterlandsliebe, Opfer Sinn, Nationalgeist. Nun wird es Pflicht, den eigenen Vorteil dem des Ganzen unterzuordnen, nun wird von jedem gefordert, daß er nicht nur sich selbst, sondern auch den Staat fördere, nun entsteht die Bereitschaft, Existenz und Leben für das Vaterland hinzugeben.

* * *

Man wird einräumen, daß die staatliche Macht nicht etwa Gewalt ist; sondern was die Form des Staates, den Apparat anlangt, so wird sein Funktionieren gewährleistet durch Einsicht und guten Willen, durch Achtung vor der Staatsautorität und Pflichtgefühl, und mehr dergleichen persönliche und ethische Antriebe; was aber den Inhalt dieser Form betrifft, so beruht die Macht des Staates offenbar auf seinen produktiven Kräften, auf Menge und Dualität der Bevölkerung, auf den Schätzen des Bodens und ihrer Gewinnung, auf der Geldkraft des Landes, auf seiner wissenschaftlichen, künstlerischen und allgemein kulturellen Bedeutung. Dies alles zusammen, nicht aber rohe Gewalt, macht die wirkliche und eigentliche Kraft und Macht des Staates aus. Aber ebenso wenig kann bezweifelt werden, daß es ohne die Möglichkeit der Gewalt keinen Staat geben würde. Seine Voraussetzung ist die Fähigkeit, Gewalt zu üben, zu zwingen. Die Autorität des Schutzmanns beruht darauf, daß ihm, wenn er keinen Gehorsam findet, hundert Schutzleute zu Hilfe kommen, und wenn das nicht reicht, ein Bataillon Soldaten, und wenn das nicht reicht, ein Armeekorps. Und ebenso ist die Voraussetzung dafür, daß die Macht des Staates sich nach außen Geltung verschaffe, die Tatsache, daß ein Feldheer bereit steht, wenn seinen produktiven Kräften der notwendige Raum nicht mehr gegönnt wird.

Sehen wir uns also die Armee, als das Instrument dieser möglichen Gewalt, näher an, sehen wir uns den Staat an, insofern er Gewalt übt.

* * *

Alle Entwicklung ist Differenzierung. Was im Urzustand gemischt und ungetrennt war, scheidet sich um so mehr, je mehr es sich vervollkommenet, und lebt ein Sonderleben. So ist im Anfang staatlicher Entwicklung, im Zustand des Stammes oder Dorfes, jeder Mann zugleich und ohne weiteres Krieger, und er ist dies, weil der Krieg niemals aufhört, weil Krieg und Frieden nicht geschieden sind. Erst auf einer höheren Entwicklungsstufe wird der Frieden zum normalen Zustand, der Krieg zur Ausnahme, so sehr zur Ausnahme, daß wir uns in den dreißig Friedensjahren fast gewöhnt hatten, nicht mehr an seine Möglichkeit zu glauben, und uns vor dem ungewohnten Zustand mehr fürchteten, als vor den Opfern, die der Krieg kosten würde.

Erst auf dieser Entwicklungsstufe, wo der Krieg zur Ausnahme geworden ist, liegt der eigentliche Sinn des Staates im Frieden: die Bändigung und Abwehr der Gewalt, der Schutz von Leben und Eigentum ist die Bedingung für seine kulturelle Entwicklung und das freie Spiel seiner produktiven Kräfte. Der Friede unter den Staaten beruht auf der Voraussetzung, daß jeder einen Raum einnimmt, der seinen inneren Kräften genau entspricht — Raum im eigentlichen geographischen Sinne wie im übertragenen von wirtschaftlichen Beziehungen, politischem Einfluß usw. Der Friede ist das Gleichgewicht der Spannkraft; er beruht, wie gesagt, nicht auf Gewalt, sondern auf Bändigung und Unterdrückung des Gewaltsamen, wohl aber auf der Möglichkeit zur Gewalt.

Krieg heißt, daß die Kräfte nicht mehr richtig verteilt sind, daß der eine Staat eine Ausdehnung, der andere eine Zusammenpressung erfahren muß. Krieg heißt, daß der Zustand des Vertrages und der Verhandlung, wie er auf Grund der angenommenen Gleichheit der Kräfte bestand, aufgehoben ist und die bloße Gewalt, die Kraft des Stärkeren entscheiden soll. Krieg heißt, daß der Wille zweier Staaten, der in irgendeinem Punkte differiert, mit Gewalt durchgesetzt werden soll, zum Beispiel 1870 der Wille Frankreichs in bezug auf die spanische Thronkandidatur eines Hohenzollern. Dieser Kriegsgrund ist natürlich nur ein Vorwand, er ist das sichtbare und benennbare Objekt des Streites, das Symbol der zu groß gewordenen Spannung. Subjektiv, in unserem Bewußtsein, haben wir den Eindruck, als sei Friede, weil wir befreundet sind, und Krieg, weil wir uns verfeindet haben. In Wirklichkeit ist es wahrscheinlich umgekehrt: die staatliche Notwendigkeit, die Verteilung der außermenschlichen Kräfte bewirkt den Krieg, und wir unterliegen diesem Massenerignis so, daß wir Feinde werden, uns hassen und verachten; wenn der Ausgleich der Spannung erfolgt ist und mit naturgesetzlicher Notwendigkeit der Friede sich wieder herstellt, so unterliegen wir diesem Ereignis aufs neue mit

der Wirkung, daß wir uns anfreunden, Kulturbündnisse schließen und von einem gemeinsamen Europa träumen.

So wie mit fortschreitender Entwicklung Krieg und Frieden sich mehr und mehr scheiden, so auch der Krieger vom Nichtkrieger, der Teil des Volkes, der schützt, von dem, der geschützt werden muß. Logischerweise sollte also der Weg vom Urzustand, wo jeder Mann ohne weiteres und als solcher schon Krieger ist, zum Berufssoldaten führen. Daß dies nicht der Fall ist und wir statt dessen die allgemeine Wehrpflicht haben, liegt gewiß nur daran, daß der Bedarf an Soldaten während eines Krieges ungeheuer groß ist, während zugleich ihre Verwendbarkeit zu den Ausnahmen gehört. Ein Berufsheer in der Stärke unseres Feldheeres wäre wirtschaftlich unmöglich; übrigens auch unnötig, da bei der Vollkommenheit unserer Waffen eine Lernzeit von ein bis drei Jahren genügt. Aus diesen Gründen, und nicht wegen der mancherlei moralischen Vorteile der allgemeinen Wehrpflicht, begnügen wir uns damit, daß nur der Kern des Heeres, seine Lehrer und Führer Berufssoldaten sind.

Übrigens hat sich, trotzdem das Volk in seinem besten Teil mit dem Heer identisch ist, die rein logisch zu erwartende Trennung von Militär und Zivil in der Tat bis zum Romischen entwickelt, insofern die militärische Rangordnung mit der bürgerlichen gar nichts zu tun hat und jeder „Angehörige des Beurlaubtenstandes“ quasi ein Doppelleben führt, dessen beide Hälften voneinander nichts wissen. Der angesehene Universitätslehrer, der es nur zum Gefreiten gebracht hat, steht in Uniform unter seinem Studenten, der bereits das Portepee trägt, der als Kassenbote zivilversorgte Feldwebel wird der Vorgesetzte seines Bankdirektors usw. In den Tagen der Mobilmachung, als jeder nur nach seinem militärischen Rang galt, vollzog sich eine soziale Umschichtung, die manchmal sehr schmerzlich gewesen wäre, hätte man über der Gefahr des Ganzen an sich selbst zu denken vermocht.

*

*

*

Wenn also der Staat, dessen Macht zwar nicht in der Gewalt besteht, aber auf der Möglichkeit zur Gewalt beruht, gezwungen wird, von dieser Gewalt Gebrauch zu machen: was kann er damit erreichen? Nehmen wir wieder das historische Ereignis von 1870 zu Hilfe, setzen wir aber den Fall, daß nicht wir, sondern Frankreich gesiegt hätte. Wie konnte es den König von Preußen zwingen, eine Erklärung in bezug auf die spanische Kandidatur des Hohenzollern abzugeben, wenn er sie nicht abgeben wollte? Gesezt, Preußen wäre bei seiner Weigerung geblieben auch nachdem die deutschen Truppen geschlagen waren, und der Krieg wäre weitergegangen; gesezt, die Weigerung wäre, einmütig im ganzen Volke, aufrecht erhalten worden, auch wenn unsere Streitmacht völlig vernichtet, der König gefangen genommen, Städte und Felder verwüstet, die Hauptstadt besetzt, die widerstrebenden Beamten fusiliert, beseitigt und durch französische Beamte ersetzt worden wären. Wenn der Widerstand des Volkes noch immer fort-

dauerte, und die französische Verwaltung keinen Gehorsam fand, so hätte das Land zur Einöde gemacht und mit französischen Ansiedlern ein neuer Staat aufgebaut werden müssen, und dann wäre jene förmliche Erklärung allerdings überflüssig gewesen; aber Preußen zu seinem Willen zwingen hätte Frankreich nicht können, wenn der König mit seinem Volke im Widerstand einig war bis zum Tode und zur Vernichtung des Staates.

Dies ist eine bloße Konstruktion; jeder weiß, daß wir in Wirklichkeit, wenn wir damals besiegt worden wären, es soweit nicht hätten kommen lassen. Widerstand bis zur Selbstvernichtung ist zwar in der Geschichte nicht ohne Beispiel, wie der Kampf Jerusalems gegen Rom; er kommt aber wohl nur als Kampf einer durch eine Idee, und dann meist eine religiöse Idee, fanatisierten Minderheit vor. In unserem Falle, da jene französische Forderung nur das Symbol des Streites war, und der Kampf um die Macht der Staaten ging, hätte der Widerstand, auch bei größtem Mut und Opfersinn, nicht bis zur Vernichtung des Staatsgebäudes führen dürfen. Mindestens nach Absetzung der Behörden, wahrscheinlich schon nach Vernichtung des Heeres, ja schon nach seiner entscheidenden Niederlage wäre man bereit gewesen, die Forderung zu erfüllen — wenn der Sieger nicht darauf verzichtet hätte; denn sie war nur ein Vorwand, und die durch den Sieg entschiedene Verschiebung des Machtverhältnisses hätte sich auf ganz andere Weise geäußert — zum Beispiel durch die Verhinderung einer Einigung Deutschlands.

Also, was selbstverständlich klingt, aber nicht selbstverständlich ist: weil es Staaten sind, die miteinander Krieg führen, und weil der Staat aus Leuten besteht, die an Eigentum, Freiheit und Leben geschädigt werden können; weil der Mensch die Anarchie verabscheut und die Ordnung will, darum ist der Sieg über das Heer ein Sieg über die Nation. Und man muß noch hinzufügen: je vollkommener die Staatsmaschine des Feindes arbeitet, desto leichter läßt sich der Sieg realisieren. Wird sie durch den Krieg zertrümmert und die Ordnung in Anarchie verwandelt, so ist mit dem Sieg über das Heer noch gar nichts gewonnen. Eine Menschenmasse vollends, die noch unterhalb jeder Staatsform steht, kann man wohl bekämpfen, aber nicht mit ihr Krieg führen, und also auch nicht sie besiegen.

*

*

*

Bisher haben wir die Armee einfach als das Instrument der Gewalt angesehen. Sie ist aber zugleich mehr als ein bloßes Instrument. Durch ihre Zahl drückt sie die Volksmenge des Staates aus, durch die Zahl im Verhältnis zur gesamten Einwohnerschaft sowie durch die leibliche Beschaffenheit der Soldaten die Volksgesundheit. In Gehorsam und Disziplin zeigt sich die Festigkeit des Staatsorganismus, in Mut und Todesverachtung die ethischen Qualitäten, in der Kriegsbegeisterung die Einigkeit des Staatswillens mit dem Volkswillen. In der sorgfältigen Vorbereitung der Mobilmachung, der Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung, des Transports und der Verpflegung verrät sich Gewissen-

haftigkeit und Geschick der Verwaltung und Beamtenschaft, und endlich und vor allem: die Kriegsinstrumente selbst, die Gewehre und Geschütze, Schiffe und Eisenbahnen, Flugzeuge und Automobile, Telephon und Telegraph, decken sich mit der gesamten technischen Kultur des Landes.

Die Armee ist also nicht nur ein Instrument, sondern sie gehört zum Körper, der sie handhabt. Die Armee ist die Waffe und der Arm, der sie führt. Und so wie der Arm ein Repräsentant und Maßstab der Körperkraft ist und zugleich die Kraft des Körpers in dem Arme mit besteht, so ist auch die Armee zugleich Repräsentant und Maßstab, Instrument und Ursache der Staatsgewalt.

Daher ist der Sieg des Heeres ein Ausdruck der Überlegenheit seines Staates über den besiegten, er ist aber zugleich die Ursache seiner Überlegenheit; ebenso wie die Niederlage das Merkmal der Schwäche ist, zugleich aber die Schwächung bewirkt. Der Sieg ist ein Mittel zum Zweck, um nämlich dem Feind seinen Willen aufzuzwingen, zugleich aber der Zweck selbst, der an sich erstrebt werden muß, ohne Rücksicht auf die Folgen. Und so sind endlich die Friedensbedingungen, zum Beispiel Landabtretung, sowohl Zweck, nämlich Schwächung des feindlichen Staates und Stärkung des eigenen, als auch Mittel zum Zweck, nämlich Demonstration der größeren Macht. Und endlich darf nicht vergessen werden, daß der Sieg über das Heer nur dann ein Sieg ist, wenn er den Besiegten wirklich zu einem ungünstigen Frieden zwingt; man kann sich aber auch totessegen und seine Kraft im Kriege selbst erschöpfen, und im russisch-japanischen Kriege hat nicht das Schlachtfeld, sondern die Friedensverhandlung das wahre Machtverhältnis enthüllt.

*

*

*

Daß aber die Entscheidung der Heere durch bloße Gewalt erzwungen wird, ist ein Problem für sich oder ein Bündel von Problemen.

In diesen Zeiten, wo es nur ein einziges Gesprächsthema gibt, wollen Frauen sich darüber belehren lassen, wann eine Partei gesiegt habe; ob es schon ein Sieg sei, wenn das feindliche Heer zurückgeht, oder ob man sie alle fangen oder alle erschlagen müsse. Auch wollen sie etwa wissen, ob eine Ortschaft, die von der einen Partei besetzt worden sei, ihr nun ein für allemal gehöre, oder ob sie wieder daraus vertrieben werden dürfe.

Ich erkläre mir solche weiblichen Fragen damit, daß das Weib, gewöhnt in einer Welt zu leben, darin das Gesetz und der Vertrag herrscht, und zwar das vom Manne gegebene Gesetz, sich einen Zustand vollkommener Gesetzlosigkeit nicht vorstellen kann. Dieser Denkschwierigkeit sind auch wir Männer nicht durchaus gewachsen; sonst würden wir nicht immer wieder den Versuch machen, oberhalb der höchsten Gewalt wiederum eine Gewalt, oberhalb der Staaten einen neuen Staat zu konstituieren: das Völkerrecht. Wo keine Macht mehr ist, da gibt es vielleicht moralische, aber keine praktischen Gesetze. Alle Bestimmungen, die über

die Staaten als über die letzten Machtfaktoren hinausgreifen, werden nur solange erfüllt, als es im Belieben dieser Staaten steht, d. h. als es in ihrem Nutzen liegt. Das Individuum hat das Recht, lieber zugrunde zu gehen, als das gegebene Wort zu verletzen, lieber sich selbst zu vernichten als das Sittengesetz. Der Staat, als ein Kollektivwesen, hat dieses Recht nicht. Für ihn ist die höchste und einzige Ethik Selbsterhaltung, und kein Staatsmann oder Feldherr dürfte die Verantwortung auf sich nehmen, um einer Abmachung oder um der Humanität willen den Bestand seines Staates zu gefährden. Es ist schwer, dieses einzusehen, wenn die Konsequenz gegen den eigenen Staat gerichtet ist.

Auf derselben Stufe stehen die immer wieder auftauchenden Versuche einer vertragsmäßigen Einschränkung der internationalen Rüstungen. Wenn in einem Kriege nicht die wirkliche Macht zweier Staaten sich gegenüber steht, sondern eine auf Grund von Verabredungen willkürlich beschränkte, so herrscht hier nicht die Gewalt, sondern das Gesetz, und es ist nicht einzusehen, warum die Verabredung sich mit einer Reduzierung der Kriegsmacht um ein Viertel oder um die Hälfte begnügen soll. Wird schon verabredet, so kann man die Entscheidung ebensogut einem Zweikampf oder einer Schachpartie oder dem Lose übergeben. Dies geht, solange man mit Verträgen auskommt; aber solange das der Fall ist, gibt es überhaupt keinen Kampf, sondern eben Verhandlung und Abmachung. Krieg aber heißt, daß kein anderes Mittel mehr da ist, den Streit zu schlichten als der Zwang durch brutale Gewalt. Krieg heißt Aufhebung aller Verträge; ohne das wäre der Krieg nicht ausgebrochen. Es ist daher auch ein Denkfehler, im Frieden über zu schwere Militärlasten zu klagen. Militärlasten sind immer zu schwer, d. h. sie sind immer an der Grenze des Möglichen. Was würde der Hund zum Hasen sagen, der ihm zurief: „Einen Augenblick, ich bin außer Atem!“?

*

*

*

Es kann kein Zweifel sein, und wir haben es an Beispielen gezeigt, daß die Macht des Staates, insofern sie auf Gewalt beruht, darin besteht, daß er imstande ist, wirtschaftlich oder persönlich Schaden zuzufügen oder des Lebens zu berauben. Die Staatsgewalt hängt an der menschlichen Tatsache, daß die Leute sich davor fürchten. Soweit das nicht der Fall ist, soweit der einzelne bereit ist, jeden Schaden an Gut, Freiheit und Gesundheit, und schließlich den Tod auf sich zu nehmen, ist der Staat ihm gegenüber machtlos.

Nun besteht aber diese Gleichgültigkeit gegen Schädigung und Vernichtung tatsächlich in den Heeren, und die Gewalt meines Staates endet daher am feindlichen Heer, wie seine Gewalt an dem meinen. Die Macht unseres Heeres besteht in der Todesfurcht des Gegners, oder sogar schon in seiner Sterblichkeit. Wenn der Feind sich vor unseren Geschossen fürchtet, so wird er davonlaufen; wenn er sich nicht fürchtet und ohne Rücksicht auf seine Verluste gegen unsere Stellungen anstürmt, so kann er aufgerieben werden. Der Effekt ist derselbe. Was beim Soldaten Todesfurcht heißt, ist bei der Führung Vorsicht und Taktik.

Solches Aussprechen von Selbstverständlichkeiten, die unsere Brüder in diesem Augenblick erleben und erleiden, soll uns zu der Frage führen, ob denn der Krieg notwendig und in alle Zukunft auf dieselbe Weise geführt werden muß, nämlich durch den Kampf auf Tod und Leben, durch Vernichtung und Zerstörung. Wäre es nicht möglich, die Kräfte auf andere, unblutige Weise zu messen, wäre es nicht möglich zu zwingen, ohne zu töten? Der Gedanke liegt heute sehr nahe, da wir sehen, daß durch Vervollkommen der Waffen die Fronten so stark geworden sind, daß die Parteien fast nichts mehr gegeneinander auszurichten vermögen und eine Schlacht im hergebrachten Sinne kaum noch stattfindet. Ist es durchaus undenkbar, daß nach weiterer Verstärkung der Waffenwirkung die Grenzen so geschützt sind, daß sie überhaupt nicht mehr gewaltsam überschritten werden können? Warum sollen die Kampfmittel nicht eines Tages derart sein, daß der Staat unangreifbar und unbesiegbar wird?

Dieser Gedanke wäre richtig, wenn es nur einen Staat auf Erden gäbe oder wenn nur ein einziger Staat technisch fortschritte, während die anderen zurückblieben. Dieser eine Staat hätte, nach dem Wesen des Staates, die Tendenz zu wachsen, bis er die ganze Erde umfaßte. Aber weil er nicht allein da ist und weil der andere Staat über dieselben Gewaltmittel verfügen wird wie er, darum werden ihre technischen Mittel sich gegenseitig aufheben, und genau am Ende ihrer technischen Weisheit steht der Kampf der Menschen, und das ist dann wieder der Kampf auf Leben und Tod. Der pommersche Bauernknecht, dem man ein modernes Gewehr in die Hand gibt, ist ein kleiner Gott; er ist mit seiner wundervollen Waffe imstande, sich alle Bauernknechte der Welt auf sechshundert Meter vom Leibe zu halten. Aber weil sie dort drüben genau dieselbe kunstvolle und mächtige Waffe in Händen haben, darum ist er wieder nur der pommersche Bauernknecht, der zu seinen Gunsten nichts besitzt als den robusten Körper, helle Augen und Kaltblütigkeit, dem Tod in die Augen zu sehen. Weil also ganz Europa, und bald die ganze Welt, in friedlicher Arbeit gleichmäßig fortschreitet, in dieser Tatsache, eben in der sogenannten Kultur, steckt die Gefahr und der Zwang zum Kriege, zum Kampf auf Leben und Tod. Soweit die technischen Mittel gleich sind, entscheidet die Bereitschaft zu sterben; wo sie aber nicht gleich sind, da beweist die kleine technische Überlegenheit des einen seine größere Macht, wie jetzt die deutschen Zweiundvierzig-Zentimeter-Geschütze; sie beweisen und sie entscheiden: sie sind die Machtüberlegenheit.

Solange es also Staaten gibt, wird es Kriege geben. Weil der Staat die höchste Organisation ist, die wir erreichen, weil wir keine größere Aufgabe haben als den vollkommenen Staat, darum ist der Krieg das größte Erlebnis der Menschheit. Weil wir über den Staat nicht hinaus gelangen und weil er etwas Menschliches ist und bleibt, darum ist der Krieg furchtbar und grausam, eine Unterbrechung menschlicher Kultur und ihr Widerspiel. Und das Problem des ewigen Friedens wäre denn die Frage, ob wir über den Staat hinaus gelangen werden. Aber das ist gleichbedeutend mit der Frage, ob wir den

Menschen überwinden können. Und sollte das selbst einmal, in unabsehbarer Zukunft, soweit gelungen sein, daß die ganze Menschheit ein Staat und ein Volk ist — doch wohl ein reizloser Gedanke! — so stünde die Möglichkeit vor uns auf, daß wir unsere Macht mit Wesen eines anderen Sterns messen müßten.

* * *

Wir kehren zu unserer ersten Frage zurück: Was wird im Kriege gemessen? und antworten: Es mißt sich die Macht der Staaten, indem sie einander nach ihrem Willen zu zwingen versuchen mit brutaler Gewalt. Gewalt ist freilich ein Wort, das den Gegensatz zur Kultur bedeutet. Aber was den Staaten Gewalt gibt, das ist die Quintessenz all ihrer Kultur, des technischen Könnens, der Disziplin und Gewissenhaftigkeit, des Gehorsams und der Bereitschaft zu sterben. Nichten wir den Blick darauf, daß wir mit unseren furchtbaren Maschinen des Todes auf die Feinde eindringen, so ist der Krieg Barbarei. Erinnern wir uns, daß genau mit den gleichen Maschinen der Feind gegen unser Heer wüthet, und daß unsere Truppen trotzdem hingehen, standhalten und vorwärtsdringen, so ist der Krieg Blüte und Frucht menschlicher Kultur. Er ist die Fähigkeit und Bereitschaft zum Opfer, und was ein Volk an Eigennuß, Genußsucht und jeder Art materieller Niedrigkeit gesehlt haben mag: all dies ist süßbar, weil hinter allem die Möglichkeit des Krieges steht.

Und so bliebe allenfalls noch die Frage, ob die Entscheidungen der Kriege gerecht sind — wäre diese Frage nicht sinnlos. Gerechte und ungerechte Entscheidung würde voraussetzen, daß es vor dem Kriege feststeht, wer siegen soll — und dann gäbe es diesen Krieg nicht. Der Krieg selbst ist die höchste Instanz im Leben der Staaten; der Sieg ist ebensogut die Folge der Macht wie ihre Ursache. Ungerecht mag das Schicksal der Individuen sein, die in den Krieg hineingerissen werden. Der Staat — und dies dürfte „des Königs letzte Weisheit“ sein — ist soweit Staat, als er zu siegen versteht.

